

Einleitung: Resilienz – Chancen und Risiken eines boomenden Konzepts

Rolf Göppel & Ulrike Graf

Der Titel für diesen Band ist bewusst doppelsinnig gewählt: Er knüpft einerseits an den Titel des Sammelbandes »Was Kinder stärkt« von Opp, Fingerle und Freytag (1999) an, der zurecht als »Auftakt zum Resilienzdiskurs in den Erziehungswissenschaften« eingestuft wurde (Frindt 2020, S. 84). Somit zielt er auf die Frage nach dem heutigen Wissen darüber, was Resilienz von Kindern und Jugendlichen unterstützt, was ihre seelischen Widerstandskräfte aufbaut und stärkt. Zweifellos ist es eine pädagogisch hochbedeutsame Frage, wie man seelische Widerstandskraft, also Selbstvertrauen, Zuversicht und Lebensmut, gerade bei jenen Kindern und Jugendlichen fördern kann, die mit erheblichen Entwicklungsrisiken aufgewachsen sind oder aktuell mit besonders belastenden Lebensumständen oder Lebensereignissen zureckkommen müssen.

Der Titel kann aber auch noch anders verstanden werden, nämlich als Frage danach, welche gesellschaftlichen Tendenzen und welche Konstruktionen von Kindheit und Jugend durch die forcierte Betonung der Resilienz-Thematik, wie sie in den letzten Jahren zu beobachten ist, gestärkt werden. Sind es eventuell Tendenzen der (Selbst-)Optimierung? Phantasmen der Stress-Immunisierung? Trends der Verleugnung von Vulnerabilität, Abhängigkeit und Angewiesenheit von Kindern und Jugendlichen?

Der sperrige, aus dem Amerikanischen eingedeutschte Begriff Resilienz, der ursprünglich aus der Materialforschung stammt, hat seit jenem »Auftakt« eine erstaunliche, damals kaum vorauszusehende Karriere gemacht. Von daher kann man in der Tat von einem »boomenden Konzept« sprechen. Die Verwendung des Begriffs in der deutschsprachigen Literatur verzeichnet laut Googles Ngram Viewer seit Anfang der 2000er Jahre ein exponentielles Wachstum und der Trend dürfte sich gerade in den letzten Jahren unter dem Einfluss der multiplen Krisen (Göppel, Gstach & Wninger 2023) noch einmal deutlich beschleunigt haben. Es scheint, dass jener Begriff der Resilienz, der in Deutschland als exotischer Fachterminus lange nur in entsprechenden Insiderkreisen Verwendung fand, nun endgültig in die populärwissenschaftlichen Journale, die Feuilletons, die Lebenshilfebücher und damit in die Alltagssprache diffundiert ist. Eine kaum mehr zu überblickende Zahl von populären Ratgebern zum Thema kommt zumeist mit ziemlich simplen Erklärungen und großen Verheißenungen daher. Die Symbolik, die sich auf den entsprechenden Buchcovern findet, ist in diesem Sinne bezeichnend: Meist ist es das berühmte »Stehaufmännchen«, das als Symbol gewählt wird, häufig aber auch der Schirm, der alle Widrigkeiten des Schicksals und des Alltags abhält, oder das Pflänzchen, das unaufhaltsam aus dem unwirtlichen Asphalt hervorsprießt. Oder aber der Lenkdrachen, mit dem man geschickt die Kräfte des Sturmes für eigene Zwecke nutzen

kann, bzw. der Fels oder der Leuchtturm, der den heftigsten Brandungswellen standhält.

Gerade in den Zeiten der Corona-Krise hat das Resilienz-Konzept noch einmal deutlich an Popularität zugelegt. Denn die Frage nach den seelischen Abwehrkräften, die den Menschen helfen, mit all den Verunsicherungen und Ängsten sowie mit den Einschränkungen und Belastungen des Alltagslebens zurechtzukommen, trotz alledem gelassen und zuversichtlich zu bleiben, ist natürlich gerade in Pandemiezeiten besonders bedeutsam. Und wer konnte nicht beobachten, dass unterschiedliche Menschen diese gemeinsame Krise sehr unterschiedlich erlebten? Auch im Zusammenhang mit den Diskussionen um die Klima-Krise tauchen immer häufiger Bezugnahmen auf das Resilienzkonzept auf. Sowohl im Hinblick auf die Menschen, die Resilienz benötigen, um mit den entsprechenden Zukunftsszenarien und den Vorboten des Klimawandels (Hitzewellen, Extremwetterereignisse) zurechtzukommen, als auch im Hinblick auf die Natur selbst, wenn etwa von der Resilienz von Ökosystemen die Rede ist und danach gefragt wird, wie Wälder, Felder und Weinberge verändert werden müssen, damit sie den veränderten klimatischen Bedingungen trotzen können.

Und mit Krieg und Flucht in Europa und dem, was dies an Verlusten, an seelischen Belastungen und Traumata für die Betroffenen, insbesondere für Kinder und Jugendliche mit sich bringt, hat wiederum das Thema Resilienz, also die Frage danach, warum unterschiedliche Menschen mit ähnlichen Konstellationen durchaus unterschiedlich umgehen, warum es manchen gelingt, sich trotz alledem erstaunlich gut und gesund im Leben zu behaupten, derzeit noch einmal eine besondere Aktualität gewonnen.

Doch nicht nur als faszinierendes (entwicklungs-)psychologisches Phänomen findet das Thema der Resilienz immer größere Beachtung, sondern auch als (sonder-)pädagogische Aufgabe. Denn es stellt sich beim Thema Resilienz natürlich die Frage, was Eltern, was Erzieher/innen und was Lehrkräfte tun können, um jene Widerstandskraft bei den Kindern zu stärken, und ob es sinnvoll und möglich ist, dass Bildungsinstitutionen den Auftrag der Resilienzförderung gezielt und systematisch in ihr Programm aufnehmen. Inzwischen wurde das Resilienzkonzept tatsächlich auch in diverse pädagogische Förderprogramme umgesetzt. Diese machen z. T. sehr weitreichende Versprechungen. So ist z. B. auf dem Cover des Buches »Resilienz. Widerstandsfähigkeit stärken – Leistung steigern« von Annie Greef (2008), das »praktische Materialien für die Grundschule mit Kopiervorlagen« bietet, zu lesen:

»Mithilfe der sechs ausgearbeiteten Einheiten des Bandes stärken Sie das Vertrauen der Kinder und Heranwachsenden in die eigenen Fähigkeiten. Die Übungen [...] fördern und festigen gezielt das Selbstbewusstsein, die Durchsetzungskraft, Widerstandsfähigkeit und Toleranz der Kinder. Das positive Resultat ist eine kontinuierliche schulische Leistungssteigerung.«

Und auf dem Trainingsbuch »Die sieben Säulen der Resilienz« wirbt Emilia Morel (2021) mit dem Versprechen, den erwachsenen Leser/innen Anleitung zu geben, »Wie Sie mit den Powermethoden eiserne Resilienz trainieren, absolut stressresistent werden und eiserne Widerstandskraft aufbauen.«

Dabei ist freilich keineswegs klar, inwiefern die immer stärkere Popularisierung des Resilienzkonzepts und die Aufladung mit immer größeren Ambitionen und Verheißungen im Hinblick auf die pädagogische Machbarkeit von seelischer Widerstandskraft tatsächlich in direkt proportionalem Verhältnis zu substantiell neuen und spektakulären Erkenntnissen im Feld der Resilienzforschung stehen. Immer noch wird nämlich vor allem auf die »Mutter aller Resilienz-Studien«, die Kauai-Studie von Emmy Werner verwiesen, die bereits im Jahr 1955 gestartet ist und deren letzte Erhebungswelle inzwischen schon mehr als 30 Jahre zurückliegt (Werner 1992). Immer wieder werden in der aktuellen Literatur Kataloge von »personalen« und »sozialen Schutzfaktoren« präsentiert, die denen von Werner weitgehend gleichen (vgl. Werner 1997, S. 203).

Von Ann S. Masten wurde inzwischen eine Abfolge unterschiedlicher Phasen der Resilienzforschung beschrieben und damit die Verlagerung der Interessens- und Forschungsschwerpunkte seit jener »Initial-Studie« von Werner nachgezeichnet. Grundsätzlich ist im Zusammenhang mit Resilienz heute kaum mehr von »Invulnerabilität« die Rede, also von Kindern mit ganz besonderen, quasi »magischen« Persönlichkeitseigenschaften, welche sie gegen die Unbillen des Schicksals feien, sondern es wird zumeist anerkannt, dass alle Kinder eine Belastungsgrenze haben und dass gravierende Defizite unweigerlich ihre Spuren hinterlassen. Unter dem Stichwort »Ordinary Magic« (Masten 2014) wird weiterhin darauf hingewiesen, dass jene Kinder und Jugendliche, die als besonders resilient auffallen, in der Regel eben doch einfach etwas mehr Unterstützung hatten und diese wiederum etwas besser nutzen konnten als andere. In dem Sinne heißt es: »Widerstandskraft geht aus den adaptiven Systemen hervor, wie sie für die Kindesentwicklung gang und gäbe sind« (Masten 2016, S. 25). Zudem wird im Hinblick auf die Idee der Resilienzförderung neben der Stärkung individueller Ressourcen zunehmend die Notwendigkeit gesehen, auch auf politisch-struktureller Ebene präventiv zu steuern und dafür zu sorgen, dass bestimmte Belastungen erst gar nicht entstehen (Hart et al. 2016).

Neben dieser Entmystifizierung des Resilienzbegriffs ist in jüngerer Zeit auch dessen weitreichende Entgrenzung zu beobachten. Denn inzwischen wurde dieser Begriff aus seiner ursprünglichen Heimat in der Materialforschung und seiner »Zweithheimat« in der Psychologie herausgelöst und immer häufiger auf komplexe Systeme ganz unterschiedlicher Art bezogen. Als abstrakter Systembegriff lässt er sich dann gleichermaßen auf Lieferketten, Unternehmensstrukturen, Finanzinstitute, Armeen, Gesundheitssysteme, Computernetzwerke und auf kindliche Entwicklungsverläufe sowie auf menschliche Bewältigungsprozesse im weiteren Lebenslauf anwenden. Allerdings fordert Masten: »Idealerweise sollte Resilienz so definiert werden, dass man sie auf vielen Ebenen anwenden kann, von der molekularen bis zur planetaren« (2016, S. 281). Inwiefern man dann mit demselben Begriff noch von denselben Phänomenen und Prozessen spricht, dies ist freilich die Frage.

Mehr als 40 Jahre nach dem Erscheinen des ersten »Resilienz-Buches« von Emmy Werner und Ruth Smith mit dem Titel »Vulnerable but Invincible. A Longitudinal Study of Resilient Children and Youth« (1982) und 25 Jahre nach dem oben erwähnten deutschen Auftakt-Sammelband »Was Kinder stärkt« von Opp, Fingerle und Freytag (1999) scheint es an der Zeit für eine kritisch-würdige Bilanz. Zeit

dafür, die Frage zu stellen, welche markanten Erkenntnisfortschritte im Bereich der Resilienzforschung und welche konzeptionellen Entwicklungen im Bereich der Resilienzförderung es seitdem gab. Immerhin könnte es ja auch sein, dass der Boom des Konzepts weniger mit spektakulären Erkenntnisfortschritten, sondern eher mit Erlösungssehnsüchten und mit entsprechenden pädagogisch-psychologischen Verheißungstendenzen und Vermarktungsfortschritten zu tun hat. Inwiefern wissen wir heute mehr über die Risiko- und Schutzfaktoren der (kindlichen) Entwicklung? In welchen Punkten und in welchen Hinsichten haben wir heute tatsächlich ein klareres, differenzierteres, gesicherteres Wissen darüber, worauf es zentral ankommt, damit Kinder, Jugendliche und Erwachsene in belasteten Lebensverhältnissen sich zu »starken«, »widerstandsfähigen«, »resilienten« Menschen entwickeln können? Worauf ist somit zu achten, wenn pädagogische Personen, Institutionen und Programme eine solche Entwicklung gezielt und systematisch unterstützen wollen? Es geht also um eine kritisch-würdige Bilanz und um konstruktive Überlegungen im Hinblick auf sinnvolle Formen der Weiterentwicklung der Resilienzforschung und -förderung angesichts aktueller Krisen- und Transformationsprozesse in unseren Gesellschaften.

Die Beiträge des Bandes lassen sich dabei vier großen Themenfeldern zuordnen:

(1) *Chancen und Perspektiven des Resilienzkonzepts im pädagogischen Feld:* In diesem Kapitel versammeln sich zum einen Beiträge, welche die multi-systemische Perspektive des Resilienzkonzepts betonen (Fröhlich-Gildhoff) und der Frage nachspüren, was im Rahmen von Resilienzförderung und Prävention einerseits erprobt ist und andererseits widersprüchlich bzw. paradox bleibt (Fröhlich-Gildhoff, Helmreich). Zum anderen werden Resilienz und Vulnerabilität in ihrer grundsätzlichen Bezogenheit aufeinander prozesstheoretisch diskutiert (Fingerle) und insbesondere die Bedeutung der Zeugenschaft für Resilienz im Rahmen der Aufarbeitung von sexualisierter Gewalt herausgearbeitet (Andresen).

(2) *Probleme und Widersprüche des Resilienzkonzepts im pädagogischen Feld:* In diesem Kapitel werden (Miss-)Verständnisse und Widersprüchlichkeiten von Resilienz anhand von Dokumentenanalysen aus dem bildungspolitischen Bereich (Kirschner) und der Bildungsforschung (Puhr) thematisiert, resilienzorientierte Perspektiven auf Vulnveranz/Vulnerantialität eröffnet (Müller, Schramm) und das Verhältnis von Resilienz und Vulnerabilität aus der Perspektive der materialistischen (Behinderten-)Pädagogik (Schneider-Reisinger) vorgestellt. Weiterhin wird an einem schulischen Beispiel gezeigt, wie durch die normative Anrufung des Resilienzkonzepts pädagogische, institutionelle und gesellschaftliche Verantwortungshorizonte in den Hintergrund geraten können (Götsch & Bliemetsrieder).

(3) *Herausforderungen und Möglichkeiten der Förderung von Resilienz im pädagogischen Feld:* Unter dieser Überschrift sind Beiträge gebündelt, die um das Thema erweiterter Handlungsmöglichkeiten kreisen. Diese werden am Beispiel der Introvision zur Förderung von Gelassenheit (Iwers & Rohde) sowie einer Analyse ausgewählter Kinderbilderbücher und den dort modellierten Entwicklungsprozessen und Problembewältigungen (Graf) thematisiert. Daneben wird ein erweiterter Blick auf

Resilienz nicht nur *in* Familien, sondern auf Resilienz *von* Familien als System, also familiale Resilienz vorgeschlagen, die anhand eines Projekts mit Familien mit chronischer Erkrankung entwickelt wurde. Darüber hinaus erhellt eine Studie zur Einstellung von Kindern aus bildungsfernen Milieus in der Pandemie (Klopsch & Rohlfs) vier Cluster von Einstellungen der Schüler/innen aus bildungsfernen Kontexten zur Handlungsfähigkeit in Bezug auf Lernprozesse. Letztere werden auch unter den Vorzeichen von Vulneranz einerseits und unabänderlichen Vulnerabilitäten, die in das Leben integriert werden müssen, in den Blick genommen, wobei u. a. die Bedeutung der Habitussensibilität der Lehrkräfte betont wird (Thümmler & Bartz). Schließlich wird anhand des Themas »weiße Flecken« darauf aufmerksam gemacht, dass es im Leben von Personen »objektiv« vorhandene Themen geben kann (etwa Leben in sogenannten »sozialen Brennpunkten«), die in der eigenen subjektiven Wahrnehmung aber ausgeblendet bleiben, wie es sich bspw. in Interviews mit betreffenden Personen zeigen kann. Diskutiert wird dies im Anschluss an das Konzept kognitiv-evaluativer Landkarten (Kohlscheen & Struck).

(4) *Rückblicke und Bilanzierungen im Hinblick auf die Bewältigung risikobehafteter Kindheiten:* In den Beiträgen zu diesem Themenfeld wird gefragt: Was können wir aus der Analyse von Lebensgeschichten über die unterschiedlichen Weisen der Verarbeitung von Belastungen, über hilfreiche und weniger hilfreiche Formen (pädagogischer) Unterstützung von Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen lernen? Die Beiträge beziehen sich auf autobiografische Literatur sowie Erzählungen Jugendlicher (Göppel, Zander, Bödicker).

Im Folgenden werden die einzelnen Beiträge in der Reihenfolge des Inhaltsverzeichnisses vorgestellt.

Chancen und Perspektiven des Resilienzkonzepts im pädagogischen Feld

Klaus Fröhlich-Gildhoff erörtert in seinem Beitrag *Resilienzförderung in Kindertageseinrichtungen und Schulen – Perspektiven über das Individuum hinaus* zunächst den Resilienzbegriff in seinen unterschiedlichen Varianten, wobei die bekannten Resilienzfaktoren und ihr Zusammenwirken in einem Überblick dargestellt werden. Der Autor betont die Notwendigkeit, Resilienzförderung nicht durch eine Fokussierung auf das Individuum und dessen Stärkung zu verengen, sondern im Sinn der Entwicklung struktureller Faktoren Belastungen zu reduzieren. Am Beispiel von evaluierten Förderprogrammen und -maßnahmen für Kindertagesstätten und Schule erfolgt eine Aufgliederung von vier Ebenen – Arbeit mit Kindern, Zusammenarbeit mit Eltern, Fortbildungen für professionelle Akteur/innen und Netzwerkbildung –, auf denen Resilienzfördermaßnahmen im Rahmen eines intermodalen Konzepts stattfinden sollten. Hinweise auf wesentliche Ergebnisse aus den Evaluationsstudien münden in das Plädoyer, die überindividuelle Resilienzförderung weiter zu befördern.

Sabine Andresen diskutiert in ihrem Artikel *Aufarbeitung von Gewalt in der Kindheit. Was aus der Zeugenschaft von Betroffenen über Resilienz gelernt werden kann* anhand von Erkenntnissen aus der Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs und Erfahrungen der Unabhängigen Kommission zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs den Zusammenhang von Zeugenschaft und Resilienz. Die Autorin geht dabei von der kindheitstheoretischen Perspektive aus, nach der allgemein Menschen und insbesondere Kinder als Menschen vulnerabel und zugleich autonomiefähig sind. Im Zusammenhang der vulnerablen Bedingungen, die Kinder beispielsweise in von ihnen vorgefundenen Beziehungs- sowie Erziehungs- und Sorgekonstellationen vorfinden, wird anhand von Beispielen aus der Forschung zur Aufarbeitung sexuellen Kindesmissbrauchs die Bedeutung der Zeugenschaft Dritter, also von Personen, die keine Gewalt ausübten, aber zum Umfeld des Kindes gehörten, als einer hilfreichen Bedingung für Resilienz beleuchtet.

Michael Fingerle geht in seinem Beitrag *Was heißt eigentlich »Prozess«? Bemerkungen zu den Implikationen des Prozesscharakters für das Verständnis von Resilienz und Vulnerabilität dem Verhältnis von Vulnerabilität und Resilienz* prozesstheoretisch nach. Der Autor beleuchtet dabei sowohl entwicklungspsychologische Zugänge zu Resilienz und Vulnerabilität kritisch wie er Zustandsbeschreibungen oder gar ontologische Aussagen zu der Begriffsdoppelte als »conditio humana« infrage stellt und ebenso normative und politische Dimensionen als nicht hinreichend diskutiert. Vom Prozesscharakter von Resilienz ausgehend plädiert Fingerle dafür, dass Resilienz und Vulnerabilität nicht per se zur menschlichen Existenz gehören, sondern sekundäre Kategorien darstellen, wobei sie irreduzibel aneinander gekoppelt sind. Vielmehr können Vulnerabilitäten und Resilienz aus der dem menschlichen Leben eigenen Endlichkeit und Ungewissheit hervorgehen. Dabei ist es dem Autor ein Anliegen, die diskursive Dichotomie von Resilienz und Vulnerabilität in ein integratives Verständnis zu transformieren, in dem normative Fragen sozialer Gerechtigkeit aufrechterhalten werden.

Isabella Helmreich thematisiert in ihrem Beitrag *Das Resilienz-Paradox in Forschung und Prävention* verschiedene Widersprüche: Einerseits gilt Resilienz als dynamisches, multi-systemisches Entwicklungsgeschehen, das beeinflusst werden kann, andererseits bleibt die Definitionslandschaft zur Resilienz unscharf, was ebenso wie die Dynamik von Resilienzverläufen eine Operationalisierung erschwert. Im Feld der Prävention spürt die Autorin der Paradoxie nach, dass eine erhöhte Belastbarkeit als Ziel kontextstabilisierend wirken kann und risikoreiche Umfeldfaktoren stabilisiert.

Probleme und Widersprüche des Resilienzkonzepts im pädagogischen Feld

Anne Kirschner analysiert in ihrem Beitrag *Resilienz und Bildung – eine (macht-)kritische Perspektive auf die Verhältnisbestimmung von Anpassung und Widerstand in bildungsprogrammatischen Texten* drei bildungspolitische Dokumente aus diskursanalytischer Perspektive: den aktuellen Baden-Württembergischen Bildungsplan, die

OECD-Sonderauswertung »Erfolgsfaktor Resilienz« sowie das vom Verein der bayrischen Wirtschaft herausgegebene Gutachten »Bildung und Resilienz«. Im Zentrum der diskursanalytischen Betrachtung Kirschners steht dabei das in den Texten für pädagogisches Denken konstituierte Verhältnis von Autonomie und Fremdbestimmung. Die Autorin spürt im Spannungsfeld von Anpassung und Widerstand der Frage nach, wie Schüler/innen im Hinblick auf Resilienz in den genannten bildungspolitischen Dokumenten »adressiert« werden.

Kirsten Puhr übt in ihrem Beitrag *Diskreditierungen »sozioökonomisch benachteiligter« Schüler/innen in einer Pisa-Sonderauswertung zum »Erfolgsfaktor Resilienz«* anhand der OECD- und Vodafone-Studie (2018) Kritik an der Adressierung von »sozioökonomisch benachteiligten« Schüler/innen als »bildungfern« im Bildungssystem wie der empirischen Bildungsforschung. Die Autorin geht der Frage nach, inwiefern die strukturellen Bedingtheiten von Bildungserfolg zum einen ins psychosoziale Umfeld verlegt würden und zum anderen ausgeblendet würde, dass der Staat in der Verantwortung für deren Änderung stünde. Statt dessen würden vergleichbare Bildungsvoraussetzungen fingiert und der Anspruch erhoben, diese seien durch Resilienzförderung pädagogisch »machbar«. Puhrs Analysen münden in der Frage, wie die Orientierung an Resilienz und Chancen(un)gerechtigkeit im Bildungssystem zusammenhängen. Ihre Ausführungen sekundiert die Autorin mit Passagen aus dem Bildungsroman »Streulicht« von Denniz Ohde (2021), in denen Erfahrungen des Bildungsweges einer Ich-Erzählerin aus sog. »bildungfernem« Kontext zur Sprache kommen.

Thomas Müller verfolgt in seinem Beitrag *Der Resilienz widerstehen – der Vulnerabilität auch? Überlegungen mit Blick auf verhaltensauffällige Kinder und Jugendliche* das Anliegen, die Dichotomie von Resilienz und Vulnerabilität zu überwinden, indem der Begriff der Vulneranz (Verletzungsmacht) aufgegriffen wird. Mit besonderem Blick auf den sonderpädagogischen Bereich von Verhaltensauffälligkeit wird zur Geltung gebracht, inwiefern vulnerantes Verhalten aus schwerwiegenden eigenen Verletzungen durch andere Personen bzw. Institutionen erwächst und als Ausdruck von Ohnmachtserleben gelesen werden sollte. Der Autor schlägt vor, Resilienz, Vulnerabilität und Vulneranz stets in Verbindung miteinander zu thematisieren und damit den Resilienzdiskurs einmal mehr aus der Ecke seiner Selbstoptimierungs- und Verfügbarkeitsverengungen zu lösen.

Robert Schneider-Reisinger stellt in seinen Überlegungen unter dem Titel: *Wer von Resilienz redet, darf von Vulnerabilität nicht schweigen. Und wer von Vulnerabilität schweigt, redet nicht von Resilienz. Eine Perspektivierung materialistischer (Behinderten-)Pädagogik* vor. Dabei werden systemische Gedanken von Handlungsgeweben in menschlichem Miteinander auf der direkten Ebene von Praktiken wie der Ebene von organisationalen Vorstrukturierungen menschlicher Praxisfelder entfaltet, in denen das Verhältnis von Resilienz und Vulnerabilität dialektisch ausgeleuchtet wird. Die Argumentation mündet in die Forderung, Verletzlichkeit und gegenseitige Angewiesenheit als eine *conditio humana* im Geflecht von Resilienz und Vulnerabilität (nicht nur) in der (Behinderten-)Pädagogik zur Geltung zu bringen.

Jennis Schramm blickt in seinem Beitrag *Aggressives Verhalten als Ausdruck psychischer Widerstandskräfte* aus therapeutischer Sicht auf ein Verhalten von Kindern und Jugendlichen, das im Sinn gesellschaftlicher Normativität eigentlich nicht als Resilienz eingestuft werden kann. Aus einer sozio-ökologischen Perspektive von Lern erfahrungen in gewaltaffinen Aufwachskontexten allerdings plädiert er dafür, auch aggressives Verhalten angesichts erlittener Ohnmachtsgefühle als Ausdruck von subjektiver Agency zu lesen und darin Widerstandsfähigkeiten zu erkennen, die mindestens als ein Teilespekt von Resilienz gewürdigt und als ein möglicher Schritt in ihrer weiteren Ausbildung gewertet werden könne, wobei darauf geachtet werden muss, dass durch so adressierte Aggressivität nicht weitere Opfer in Kauf genommen werden.

Monika Götsch und *Sandro Bliemetsrieder* analysieren in ihrem Beitrag *Pädagogik außerhalb gesellschaftlicher Verhältnisse? Hegemoniekritik an Resilienz am Beispiel eines sexualisierten Übergriffes in der Schule aus machtkritischer Perspektive* einen Vorfall sexualisierter Gewalt gegen eine Schülerin auf dem Schulhof, den diese unter dem Einsatz körperlicher Gewalt abgewehrt hat. Problematisiert wird dabei vor allem, dass keine weitere Thematisierung in der Schule stattgefunden hat. Die Reaktionen der Schule werden kritisch daraufhin beleuchtet, inwiefern sie Resilienz individualistisch, zur alleinigen Angelegenheit individueller Fähigkeiten verengen, ohne dabei auch die Frage nach den Ursachen von sexualisierter Gewalt zu stellen und damit den Weg für die Veränderung begünstigender Faktoren missbräuchlichen Verhaltens zu öffnen.

Herausforderungen und Möglichkeiten der Förderung von Resilienz im pädagogischen Feld

Telse Iwers und *Angela Rohde* befassen sich in ihrem Beitrag *Resilienz mit Introvision: Gelassenheit fördern zur Stärkung innerer Widerstandskräfte* mit der Frage, inwiefern Gelassenheit als ein individueller Aspekt von Resilienz gelten bzw. als individuelle Ressource zur Resilienzförderung beitragen kann. Die Autor/innen zeigen anhand eines Fallbeispiels aus dem Studienalltag, wie mittels der Psychotonusskala, die Grade von Gelassenheit kategorisiert und über die Konstatierende Aufmerksame Wahrnehmung (KAW) mehr Gelassenheit eingetübt werden kann. Die KAW ist eine Methode, die eigene Aufmerksamkeit (auf Sinneswahrnehmungen, Gedanken oder Gefühle) eng- und weitstellen zu können, also auf eine Sache konzentriert zu sein und gleichzeitig die weitere Umgebung zu realisieren. Die Methode wird im Rahmen von selbst- oder fremdangeleiteten Introvisionsprozessen eingesetzt, um bei Unruhe und Stress mögliche Introjekte – im Lauf des Lebens erworbene »innere Sätze« – entschlüsseln zu können, wie z.B. »Ich muss alles gut machen«. Denn Introjekte verengen den Blick und verstellen damit die Wahrnehmung auf eine Bandbreite von angemessenen Handlungsmöglichkeiten bei Problemen und Belastungen.

Birgit Bebrisch thematisiert in ihrem Beitrag *Familiale Resilienz bei chronischer Erkrankung als Thema von Lernen und Bildung* den Unterschied von Resilienz in Familien und familialer Resilienz in systemischer Hinsicht. Dabei wird Familie als Ort von Care- und Bildungsprozessen beleuchtet und das Bürgerforschungsprojekt Familiengesundheit (FamGesund), ein gemeinsames Projekt des Kompetenzzentrums für Familiengesundheit der Katholischen Hochschule für Sozialwesen Berlin mit dem Alexianer Krankenhaus Hedwigshöhe, vorgestellt. Erste Auswertungen von Familieninterviews anhand der Grounded Theory geben Einblick in die Lernprozesse von Familien im Zusammenhang mit dem Auftreten einer chronischen Erkrankung, verbunden mit der Frage, inwieweit das partizipative Design des Projekts, in dem Wissenschaftler/innen, Praktiker/innen und Bürger/innen kooperieren, selbst zur Resilienzförderung beizutragen vermag.

Ramona Thümmler und *Janieta Bartz* setzen sich entlang der Frage *Darf das vulnerable Subjekt sein? Resilienz und Vulnerabilität als Leitkategorien für pädagogisches Handeln* mit dem Verhältnis von Vulnerabilität, Vulnerantialität und Resilienz bei Kindern aus benachteiligten Lebenslagen auseinander. Im Zusammenhang eines Spannungsverhältnisses von Resilienzförderung und der Akzeptanz von Vulnerabilitäten fokussieren die Autorinnen einerseits auf strukturelle Benachteiligungsbedingungen und verweisen andererseits auf unabänderliche Vulnerabilitäten, die die Herausforderung der Integration in das eigene Leben stellen und in pädagogischen Kontexten entsprechend sensibel zu begleiten sind. Am Ende des Beitrags werden pädagogische Maßnahmen auf Selbstoptimierungsaspekte hin kritisch befragt und es wird auf die Habitussensibilität der pädagogisch Handelnden verwiesen, die vonnöten ist, damit Kinder, die Vulneranz zeigen, in ihrer vorgängigen Verletztheit gesehen werden können.

Britta Klopsch und *Carsten Rohlf*s stellen in ihrem Beitrag *Kinder aus bildungsfernen Milieus in der Corona-Pandemie – Einstellungen und Resilienz* quantitative Ergebnisse einer Mixed-Methods-Studie zu schulbezogenen Einstellungen von 207 Kindern an vier Grundschulen aus bildungsfernen Milieus im Lockdown (Frühjahr 2021) während der Pandemie vor. Auf dem Hintergrund der fachöffentlichen Deutung von Schulerfolg von Schüler/innen aus benachteiligter sozialer Herkunft als Resilienz fokussiert die vorliegende Studie Einstellungen und Lernerfahrungen. Das Augenmerk wird besonders auf Benachteiligung und Selbstorganisation gerichtet, indem die Fähigkeit der Selbststeuerung des Lernens auf das Konstrukt der Student Agency bezogen wird. Die Autor/innen können anhand der Daten vier Cluster zur Handlungsfähigkeit in Bezug auf Lernprozesse bilden. Diese reichen von ausgeprägtem Durchhaltevermögen über ein statisches sowie dynamisches Selbstkonzept bis zur geringen Lernfreude. Am Ende werden die Ergebnisse hinsichtlich der Herausforderungen für das Schulsystem diskutiert, das in der Studie identifizierte Potenzial für schulischen Erfolg nutzen zu können.

Jörg Kohlschein und *Ronja Struck* fragen in ihrem Artikel *Wenn Widrigkeiten nicht zur Sprache kommen. Weiße Flecken auf der kognitiv-evaluativen Landkarte und Resilienz* nach Aspekten des Lebens, die – wie etwa Armutsbetroffenheit – objektiv zur Le-

benslage eines Menschen gehören, in dessen eigener Wahrnehmung aber z. B. in Interviewsituationen nicht thematisiert werden. Die Autor/innen nehmen dabei Bezug auf kognitiv-evaluative Landkarten (Rosa 2016), in denen die interpretierende Welt-Beziehung der jeweiligen Person sichtbar wird. In dem Begriffspaar Vulnerabilität und Resilienz sehen Kohlscheen und Struck eine Parallele zu Rosas Begriffspaar Angst und Begehrten, worunter eine grundlegende Beziehungsqualität in der Selektion eigener Weltwahrnehmungen verstanden wird (Rosa 2016). Am Ende des Artikels werden Zwischenergebnisse aus dem Projekt »Konstellationen der Resilienz von Kindern« (KoReKi) in der Förderlinie »Abbau von Bildungsbarrieren: Lernumwelten, Bildungserfolg und soziale Teilnahme« (Bundesministerium für Forschung und Bildung) aus qualitativen Erhebungen mit Eltern und Kindern vorgestellt, anhand derer die Frage der Definitionsmacht von Subjekten in ihrer Weltwahrnehmung thematisiert wird: am Beispiel weißer Flecken zum Thema »Draußenspielen«.

Ulrike Graf befasst sich in ihrem Beitrag *Resilienz im Spiegel ausgewählter Kinderbilderbücher* mit Longlisttiteln und prämierten Bilderbüchern des Huckepackpreises, dem einzigen explizitem Kinderbilderbuchpreis, sowie einem »Buch des Monats«, welches das Bremer Institut für Bilderbuchforschung regelmäßig vorstellt. Nach einem Kurzüberblick darüber, was in der Forschung unter Resilienz verstanden wird, werden Herausforderungen sowohl aus dem allen Kindern bekannten Erziehungsalltag, unvorhergesehenen Risikosituationen wie Flucht oder Armutsbetroffenheit und existenzielle Phänomene wie die Traurigkeit beispielhaft aus der Perspektive der Resilienzförderung beleuchtet. Fragen gesellschaftlicher Werte können mit Blick auf Resilienzprozesse und -ergebnisse dabei nicht außen vor bleiben

Rückblicke und Bilanzierungen im Hinblick auf die Bewältigung risikobehafteter Kindheiten

Rolf Göppel geht in seinem Beitrag *Müssen uns die Dichter sagen, was Resilienz ist? Drei verschiedene »Risikokindheiten« und drei verschiedene Bewältigungsstrategien in autobiografischer Perspektive* von der These aus, dass sich sowohl über Resilienz als auch über Vulnerabilität nur in biografischen Zusammenhängen sinnvoll sprechen lässt. Man muss auf konkrete Lebensgeschichten und die darin beschriebenen Lebensumstände, Erziehungsverhältnisse und Milieubedingungen schauen, auf das, was Personen dort erlebt und erlitten haben und auf das, was diese Erfahrungen mit ihnen gemacht bzw. was die Personen mit diesen Erfahrungen gemacht haben, um solche Einschätzungen treffen zu können. Wenn von Resilienz die Rede ist, schwingt immer das Überraschungsmoment des »trotz alledem« mit, also die Vorstellung, dass eine Person, die im Laufe ihrer Entwicklung so viele Härten, Entbehrungen, Widrigkeiten zu bewältigen hatte, irgendwie gebrochen, innerlich deformiert, seelisch verletzt sein müsste. In dem Beitrag werden drei literarische Autobiografien vergleichend präsentiert und analysiert, in denen SchriftstellerInnen zurückblicken auf die Irrungen und Wirrungen, die Sorgen und Sehnsüchte, die Ängste und Ärgernisse ihrer Kindheit und Jugend, in denen sie aber auch über die